

Der Sohn ist hochbegabt – die Tochter

Die Familie von David und Tamara hat tiefe Einblicke bekommen, wie die Schulen auf Kinder mit speziellen Bedürfnissen vorbereitet sind. In einem Fall sehr gut – im anderen überraschend schlecht.

Annika Bangerter

Bevor David * in die Schule kam, schöpfte seine Mutter Angela keinen Verdacht. Sie staunte über ihren Sohn, der bereits als Vorschulkind begeistert in die Welt der Zahlen eintauchte und diese sofort begriff. Bügelte Angela oder schnitt Gemüse, sass der Vierjährige neben ihr und liess sich Rechnungsaufgaben stellen. Anfänglich waren sie einfach: zwei plus vier, drei plus fünf. Doch David begriff rasch. Schon bald formulierte Angela Aufgaben, die er schneller beantwortete, als sie im Kopf ausrechnen konnte – etwa: Wie viel ist 466 plus 277?

Mit David freuten sich seine Eltern auf den Schulstart. Endlich sollte sein enormer Wissensdurst gestillt werden. Zu Hause fehlte oft die Zeit, ihm neben den beiden anderen Kindern komplexe Zusammenhänge zu erklären. Doch es kam anders. «Der Schuleintritt war der Beginn eines Albtraums – für ihn wie für uns», sagt die Mutter.

David hat eine eineinhalb Jahre jüngere Schwester: Tamara. Auch bei ihr stutzte Angela früh. Das kleine Mädchen war für ihr Alter äusserst geschickt und aufmerksam. Im Alter von zwei Jahren deckte sie beispielsweise liebend gerne den Frühstückstisch. Die Eierlöffel hatten unterschiedliche Farben. Ohne dass es ihr vorgängig jemand erklärt hatte, legte sie diese nach den Lieblingsfarben der Familienmitglieder an deren Plätze. «Sie beobachtete alles ganz genau», sagt Angela. Doch: Aus dem Mund des Mädchens erklang zwar häufig fröhliches Lachen, aber fast keine Wörter. Tamara sprach kaum.

Als sie drei Jahre alt war, stellten Pädiater eine Sprachverzögerung fest. Mit der Diagnose begann ein engmaschiges Fördernetzwerk zu greifen. Man bemühte die Logopädie. Dabei zeigte sich: Das Mädchen braucht sprachlich eine gezielte Förderung. Dafür kam es in den Kindergarten einer Sprachheilschule.

Gleichzeitig startete David in der ersten Klasse. Die Lehrerin meldete sich bereits nach wenigen Monaten bei Angela: Ihr Sohn sei gestört, er verweigere sich und müsse von der Schulpsychologin abgeklärt werden. Die Mutter suchte das Gespräch, erklärte, dass die einfachen Rechenaufgaben ihren Sohn langweilen. «Als sie realisierte, was er bereits konnte, war sie völlig überfordert», sagt Angela. Die Eltern willigten ein, David abklären zu lassen. Das Resultat überraschte auch sie: Der Bub wies einen Intelligenzquotienten von über 150 Punkten auf. Ein zweiter Test bestätigte die Hochbegabung.

Zum Vergleich: Der durchschnittliche IQ liegt bei 100, und als normal gilt ein Wert zwischen 85 und 115. Ab 130 spricht man von einer Hochbegabung. Etwa 2 Prozent der Schulkinder weisen einen solch hohen Wert auf.

Unterfordert trotz Klassensprung

Die Gemeinde bezahlte David in der Folge ausserschulischen Förderunterricht. In diesen zwei Stunden pro Woche beschäftigte er sich mit anderen Zahlensystemen wie den römischen Ziffern, aber auch mit Kunst. Zudem durfte David am Ende der ersten Klasse in die

dritte wechseln. Seine neue Lehrerin reagierte vorerst ablehnend auf den Bub. David sei bestimmt nicht hochbegabt, er könne noch nicht einmal die Schnürlischrift, sagte sie den Eltern.

Angela und ihren Mann stellte sie als überehrgeizige Eltern dar, die ihr Kind pushen wollten. «Diese Haltung begegnete uns in der Folge immer wieder. Dabei lag uns das fern. Das Einzige, das wir deutlich machen wollten, war, dass unser Kind die Inhalte sehr schnell erfasste und sich danach langweilte», sagt Angela. So hatte David den Stoff der zweiten Klasse innert weniger Wochen aufgearbeitet und folgte mühelos dem Unterricht der dritten Klasse. Doch als bald war der Bub erneut unterfordert. Er beteiligte sich nicht mehr am Unterricht, verschloss sich.

Ein Klassensprung ist eine gute Massnahme, sagt Anuschka Meier. Sie forscht und lehrt an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik unter anderem zu Hochbegabung. Aber das Überspringen einer Klasse reiche nicht. «Es ist ein grosses Missverständnis, dass Hochbegabte ihren Weg alleine schaffen. Sie sind in erster Linie Kinder. Auch sie brauchen Unterstützung und Anregung.» Sie müssten sich ebenfalls Lernstrategien aneignen und lernen, Misserfolge auszuhalten. «Es ist Aufgabe der Schule, ihnen diese Kompetenzen zu vermitteln», sagt Meier.

Bei Tamara war hingegen klar, welche Hilfestellungen sie benötigte. Die Eltern mussten sich nie darum kümmern. Stets waren Fachpersonen da, die Tamara unterstützten. «Die Massnahmen flogen uns nur so zu», sagt Angela. Die Invalidenversicherung übernahm die Kosten für die Logopädie. Und da die Sprachheilschule in einer anderen Gemeinde war, fuhr ein Sammeltaxi die Kindergärtlerin respektive Primarschülerin hin und her. «Es gab ein grosses Angebot für sie. Zudem wussten ihre Lehrpersonen genau, wie sie Tamara einzuordnen hatten – all das, was uns bei David fehlte», sagt Angela.

Während Tamara in der Sprachheilschule gut aufgehoben war, knüpfte David mit den Gleichaltrigen in der Primarschule kaum Kontakt. Sie wollten Fussball oder Verstecken spielen, er hingegen las Wissensbücher. Tamara sei mit ihrem offenen und einnehmenden Wesen – trotz sprachlicher Defizite – von anderen als ganz normal angesehen worden, sagt Angela. «Die gesellschaftliche Haltung gegenüber einer Hochbegabung ist stets: Was für ein Geschenk! Aus meiner Erfahrung kann ich nur sagen: Ich wünsche das niemandem. Ich empfinde es als Tragödie», sagt sie.

Tamara sei ein fröhliches Kind gewesen. David hingegen habe nur selten rumgeblödel und sei oft in schweren Gedanken versunken. So sorgte er sich etwa stark um den Zustand des Planeten. Gleichzeitig entwickelte er Spleens. Er zählte etwa die Anzahl der Spalten im Boden und stellte sich die Aufgabe, nicht mehr draufzustehen.

«Ist ein Kind kognitiv nicht ange-regt, kann sein psychisches Wohlbefinden aus dem Gleichgewicht fallen», sagt Meier. Sie macht einen Vergleich: «Stellen Sie sich vor, Sie müssten als Person mit guten Deutschkenntnissen monate- oder gar jahrelang mit Japane-

rinnen oder Chinesen tagein, tagaus in einem Deutschkurs für Anfänger sitzen. Das hält man kaum aus.»

Seien Kinder kognitiv nicht gefordert, zeige sich dies oft in einem schwierigen Verhalten. Sie signalisieren dadurch: Ihnen ist nicht wohl. Meier sagt: «Kinder verbringen pro Woche um die dreissig Stunden in der Schule. Im Unterricht muss deshalb unbedingt etwas angeboten werden, das sie geistig anregt.»

Das bestätigt Regula Haag, Leiterin der Stiftung für hochbegabte Kinder. «Die Themen müssen auf unterschiedlichen Niveaus angegangen werden. Eine Prüfung für alle zum selben Zeitpunkt ist daher sinnlos.» Haag verweist auf die erste Klasse: Dort sei allen klar, dass die Kinder unterschiedlich weit seien. Einige lesen bereits, andere kennen noch keinen Buchstaben. «Vergessen geht, dass sich ein solcher Entwicklungsunterschied durch die ganze Schulzeit durchzieht.» Deshalb drohe gewissen Kindern ein regelrechtes Bore-out.

Es fehlen das Fachwissen und die Ressourcen für Hochbegabte

Einfacher ist es für David erst geworden, als er ans Gymnasium kam. Dort knüpfte er Freundschaften und konnte sich in der Klasse integrieren. «Er fiel nicht mehr auf. Allerdings realisierte niemand, wie intelligent er ist», sagt seine Mutter. Unter den fünf Besten seines Jahrgangs schloss er schliesslich ab und begann an der ETH zu studieren.

David ist inzwischen dreissig Jahre alt. Seit seiner Schulzeit hat sich in den Klassenzimmern einiges verändert. Könnte sich seine Geschichte heute dennoch wiederholen? Meier sagt: «Ich würde es nicht ausschliessen.» Sie hat 2024 in einer Studie die Situation der Begabungs- und Begabtenförderung in der Deutschschweiz und im Fürstentum Liechtenstein untersucht. «Es besteht nach wie vor grosser Handlungsbedarf», sagt sie. Zum Teil fehlten bis heute das Fachwissen und die Ressourcen für hochbegabte Kinder. Auf deren Bedürfnisse einzugehen, sei ein gesetzlicher Auftrag der Volksschule und nicht «nice to have», betont Meier.

Seit 25 Jahren beraten Regula Haag und ihr Team der Stiftung für hochbegabte Kinder kostenlos Familien. Anfänglich hätten sie gegen 1000 Anfragen pro Jahr gehabt, nun noch etwa 150. «Das zeigt, dass sich in den Schulen vieles zum Positiven verändert hat», sagt Haag. Es gebe in allen Kantonen Begabtenförderung, doch nicht flächendeckend an allen Schulen. Somit sei es eine Lotterrie, an welche Schule man komme. «Das ist nicht nur stossend, sondern widerspricht der Bildungsgleichheit», sagt Haag.

Häufig wenden sich Eltern an die Beratungsstelle, wenn das Kind noch nicht einmal in der Schule sei, sagt Haag. Etwa, weil sich ein Dreijähriger selbst das Lesen beibringt oder eine Vierjährige bereits mit vierstelligen Zahlen rechnet. «Die Eltern sind verunsichert und wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen.» Was die Hochbegabten eint: Sie würden die Eltern und später die Schulen fordern. Haag betont deshalb: «Nur wenn ihre Potenziale abgeholt werden, ist die Hochbe-

gabung ein Geschenk.» Einzig dann liege auch Hochleistung drin. Wer hingegen als sogenannter Mindestleister die Schule abgesessen habe, könne nach neun Jahren nicht plötzlich den Schalter umlegen und sich entfalten.

Wie gelingt das Zusammenleben mit unterschiedlichen Kindern?

Für David ist es bis heute schwierig, sich in der Berufswelt einzubringen. Nach seinem Studium hat er sich selbst das Programmieren beigebracht und beschäftigt sich nun intensiv mit künstlicher Intelligenz. «Sobald sich im Job eine Routine einstellt, macht sich in ihm eine quälende Langeweile breit, die ihn blockiert», sagt seine Mutter.

Ein Sonderling sei er indes nicht, sozial sei er gut eingebettet und pflege jahrelange Freundschaften.

Und wie erging es Tamara? Sie besuchte auch auf der Sekundarstufe eine Sonderschule. Ihre Klasse bestand aus sechs Kindern. Im Unterricht wurden viele praktische Kompetenzen in Alltagssituationen vermittelt. So musste Tamara beispielsweise mit einer Klassenkameradin einen Ausflug durch die Stadt machen und dabei selbst den Fahrplan lesen und eine Route zusammenstellen. «Die Schule hat ihr Selbstbewusstsein vermittelt und ihre Selbstständigkeit gefördert. Davon profitiert sie bis heute», sagt Angela. Obwohl sie keine Fremdsprache spricht, schaffte Tamara eine



Angela Mutter

Unabhängig vom IQ müssen sich in den Schulen alle Kinder Lernstrategien aneignen und lernen, Misserfolge auszuhalten. Bild: Frauke Thielking / Plainpicture

nter hat eine Lernschwäche



«David ist kein Sonderling. Er ist sozial gut eingebettet und pflegt Freundschaften.»

Angela Mutter

Lehre und arbeitet seither erfolgreich im Gesundheitswesen. «Sie steht mitten im Leben und ist auf keine Unterstützung angewiesen», sagt Angela. Haag überrascht das nicht. Sie verweist auf die ressourcenorientierte Bildung. «Solche Erfolge stärken das Selbstvertrauen des Kindes. Dadurch kann es Schwächen viel besser angehen.» Sie bedauert, dass viele Kinder die Schule verlassen und ganz genau wissen, wo ihre Defizite liegen, aber nicht ihre Stärken kennen. Für sie hängt dies mit der Schweizer Mentalität zusammen – lieber nicht auffallen statt herausragen.

Rückblickend sagt Angela, dass sie sich bei Tamara Sorgen gemacht habe, ob sie jemals selbstständig leben kön-

nen würde. «Bei David hingegen ging ich davon aus, dass seine Hochbegabung ihm den Weg ebnen würde.» Berührt hat sie – damals wie heute – die enge Verbindung zwischen David und Tamara. Die Frage, wie ein wertschätzender Umgang zwischen Geschwistern gelingt, wenn das eine Sachbücher liest und das andere mit der Sprache kämpft, habe sich nie gestellt. «Bereits als Kinder waren sie sehr eng und verstanden sich teilweise nonverbal», sagt Angela. Bis heute bewundere David seine Schwester, wie sie trotz anfänglichem Handicap ihr Leben meisterte.

* alle Namen geändert

So wichtig ist die Intelligenz für den Lebenserfolg

Ist Intelligenz vererbt oder kann man sie trainieren? Wird die Menschheit gescheitert? Elsbeth Stern und Matthias Obrist kennen die Antworten.

Bruno Knellwolf

Was versteht man unter einem intelligenten Menschen?

Man spricht von kognitiver Intelligenz. Intelligenzforscherin Elsbeth Stern von der ETH Zürich erklärt das folgendermassen: «Das ist ein Mensch, der schlussfolgern kann, der aus bestehendem Wissen neues Wissen ableiten kann. Ein Mensch, der nicht nur auf oberflächliche Merkmale achtet, sondern Wissen nach abstrakten Kriterien gespeichert hat. Entscheidend ist das schlussfolgernde Denken, in dem er Regelmässigkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede erkennt. Ein intelligenter Mensch kann eindeutig richtige Informationen von halbrichtigen unterscheiden. Im Intelligenz-Test wird gefragt: «Kaffee, Tee, Brötchen und Bier. Was gehört nicht dazu?» Richtig ist «Getränke» als Oberbegriff, der Intelligente wählt im Zweifelsfall immer das Eindeutige.»

Lässt sich Intelligenz messen?

«Der Intelligenz-Quotient lässt sich erstaunlich gut erfassen», erklärt Stern. Das funktioniert mit standardisierten Tests, bei denen zum Beispiel logische Regeln erkannt werden müssen.

Ab welchem Alter sind Intelligenz-Tests möglich?

Es gibt Tests für Vorschulkinder. So kann bereits im Kindergartenalter festgestellt werden, ob ein Kind Regelmässigkeiten erfassen kann oder nicht. Allerdings sind die Tests in diesem Alter noch nicht sehr aussagekräftig. «Eine individuelle Intelligenz-Prognose würde ich mir daraus nicht erlauben», sagt Elsbeth Stern. Aber man findet bereits positive Zusammenhänge: Wer in einem Test im Kindergartenalter gut abschneidet, wird mit einiger Wahrscheinlichkeit auch später gute Testresultate erzielen. Aber es gibt in der Entwicklung doch noch eine grosse Bandbreite an Möglichkeiten. So richtig stabil sind IQ-Tests erst am Ende der Primarschulzeit, also mit 10 bis 12 Jahren.

Ist die Intelligenz stabil?

Die Intelligenz entwickelt sich mit der Bildung weiter. Die absolute IQ-Leistung steigt mit der Zunahme des Wissens. In sich ist die Intelligenz aber stabil. Das heisst, der Mensch bleibt intelligenzmässig auf dem Platz, den er in seiner Alterskategorie eingenommen hat. Wer mit 10 einen Spitzenplatz einnimmt, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit auch drei Jahre später im oberen Bereich sein. Die Intelligenz ist relativ stabil bis ins hohe Alter, ausser bei Demenz.

Wie hoch ist ein «normaler» Intelligenz-Quotient?

Rund 70 Prozent der Bevölkerung liegen zwischen 85 und 115. Das ergibt sich aus der Normalverteilung. Ab IQ 130 wird jemand als hochbegabt bezeichnet. Das sind die obersten zwei Prozent der Bevölkerung. Ein IQ über 130, also zum Beispiel 150, ist eigentlich gar nicht mehr genau messbar. Intelligenztests können auf diesem Niveau gar nicht mehr differenzieren.

Wird kognitive Intelligenz vererbt?

Genetik spielt eine grosse Rolle. Das zeigt sich, wenn zwei Menschen unter vergleichbaren Verhältnissen aufwachsen. Die Intelligenzunterschiede lassen sich dann auf Genvariationen zurückführen. Allerdings braucht auch ein Kind, das die besten genetischen Voraussetzungen hat, Unterstützung, um seine Intelligenz zu entwickeln. Erst wenn man Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, kann man Intelligenz entwickeln. Die Umsetzung der Intelligenz in Wissen hängt stark von der Unterstützung durch Familie und Schule ab.

Kann man einen IQ-Test trainieren?

Man kann nicht mittelintelligent sein und dann mit Üben hochbegabt werden. Ein paar IQ-Punkte kann man gewinnen. Intelligenter wird man dadurch aber nicht. So gibt es Kinder, deren IQ eigentlich nicht fürs Gymnasium reicht, die aber trotzdem mit Fleiss durchgeschleppt werden.

Wie hängt kognitive Intelligenz mit Lebenserfolg zusammen?

«Generell kann man sagen, wer einen höheren IQ hat, hat mehr Erfolg – und zwar in allen Bereichen», sagt Stern. Natürlich können auch intelligente Menschen Probleme haben, sei es zum Beispiel in der Ehe oder finanziell. Aber die Wahrscheinlichkeit ist grösser, dass diese Menschen auch mit Problemen besser zurechtkommen.

Haben es Hochbegabte schwierig im Leben, wie einige behaupten?

Nein. In der Regel sind Hochbegabte, genau weil sie intelligent sind, besser darin, irgendwelche Situationen zu managen. «Dass die Hochbegabten arme Schweine sind, die verhaltensgestört sind, weil ihre Hochbegabung nicht richtig anerkannt wird, dass sie sozial ungeschickt sind oder vereinsamen, weil sie keine Freunde haben, stimmt nicht», sagt Stern. Im Einzelfall mag es das geben, aber das ist nicht die Regel. Studien zeigen gemäss der Intelligenzforscherin, dass Hochbegabte im Allgemeinen weniger Probleme haben als andere. «Hochbegabung ist keine Störung, clevere Kinder kommen gut durch die Schule. Sie holen sich bei den Lehrpersonen oder ausserhalb, was sie sonst noch brauchen», sagt Mat-

thias Obrist vom Schulpsychologischen Dienst im Kanton Zürich.

Braucht es für Hochbegabte spezielle Vorkehrungen?

Der Unterricht müsse so gestaltet werden, dass sie sich nicht langweilen. Es gebe Eltern, die Probleme mit ihren hochbegabten Kindern hätten und die das dann auf die falsche Behandlung von Hochbegabung zurückführten. Das sei aber nicht repräsentativ. Schwächere Schüler haben mehr Probleme als Hochbegabte. Sehr intelligente Menschen haben die Wahl, sie können Superexperten werden oder breiteren Interessen nachgehen und ihren Job ohne grossen Aufwand erledigen.

Bei einem IQ-Test werden fünf Bereiche getestet. Was heisst das, wenn ein Kind bei einem Bereich durchfällt?

Das kann im Einzelfall passieren. Dass jemand sehr gut ist und in einem Bereich völlig abfällt, ist sehr selten. Gibt es zum Beispiel einen tieferen Wert in der Verarbeitungsgeschwindigkeit, kann das verschieden interpretiert werden. Das kann bedeuten, dass das Kind zwar langsam ist, aber dafür in der Regel genau, was positiv ist. Fehlende Verarbeitungsgeschwindigkeit kann aber in der Schule zu einem Problem werden.

Hat sich der IQ in den letzten Jahrzehnten verbessert?

Die Intelligenzleistung hat sich lange Zeit verbessert, jetzt stagniert sie. Das liegt daran, dass wir die Umweltfaktoren, die zur Intelligenzentwicklung beitragen, im vergangenen Jahrhundert optimiert haben. Noch in den 1950er-Jahren war die Ernährung nicht so gut, die Schulbildung auch nicht, oft war die Ausbildung früher kürzer. Die Anzahl der Schuljahre hat aber einen starken Effekt auf die Entwicklung der Intelligenz. Aber man kann das nicht ins Unendliche steigern. «Wir würden auch nicht intelligenter werden, wenn wir 20 Jahre in der Schule bleiben», sagt Stern.

Wann sollte ein Kind einen IQ-Test machen?

Es muss gute Gründe geben, sagt der Zürcher Schulpsychologe Obrist. Ein Test ist aufwendig, dauert zwei Stunden, danach folgt die Auswertung durch den Psychologen. Einen IQ-Test kann man nicht in der Gruppe machen, sondern nur 1:1. Der Vorteil eines IQ-Tests ist, dass er fairer ist als Schulnoten, weil er standardisiert die Intelligenz abfragt. Den IQ-Test braucht es zum Beispiel, wenn etwas mit den Schulleistungen nicht stimmt. Im Durchschnitt haben 5 bis 7 Prozent der Schüler und Schülerinnen Kontakt zur Schulpsychologie, von diesen macht etwa ein Drittel einen IQ-Test.